Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 6

Rubrik: Anmerkungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anmerkungen

von Max Rychner

KRITIK AN DER UNIVERSITÄT

In der Hamburger Zeitschrift *Der Kreis* (Mai 1929) veröffentlicht Albert Malte Wagner einen Aufsatz «Tradition und Zukunft», worin er auf einige schwierige Punkte zu sprechen kommt, die sich auf die Geltung der Universität und auf deren selbstverschuldete Einbuße an Nimbus beziehen. Es ist nur folgerichtig, wenn die schon vor dem Krieg schleichende und seither explosiv ausgebrochene Krisis unserer Epoche sowenig die Tempel der Wissenschaft wie diese selber verschont. Die radikale Neuprüfung aller Geisteswerte und Lebenswerte und ihrer funktionellen Verhältnisse zueinander ist ein Merkmal unserer unsicheren und reichen Zeit. Auch die Institution der Universität muß es sich gefallen lassen, daß man sie von andern Blickpunkten aus betrachtet als von jenen, die sie gern bezieht, um ihr Selbstbildnis zu malen.

«Tempel» oder «Hochburg der Wissenschaft», diese beiden Bezeichnungen, deren Pathos heute nur noch dünn widerklingt, weisen auf die einst ungeheure Schätzung der Universität im Volksbewußtsein: das priesterliche Element im Forscher, dessen Dienst eine Selbstdeifikation des Menschengeistes bedeutet, wurde in einer werterhöhenden Verbindung mit dem ritterlichen Lebens- und Strebensideal erschaut, das der Begriff *diu zuht* ausdrückt: die «Zucht», die vorbildliche Lebensart, die Heranbildung von Führereigenschaften. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in zunehmendem Maß die Universität als Anstalt deifiziert – die Kirche galt mehr als die Religion –, und der Zuchtgedanke fiel der Einschränkung auf intellektuelle Methodik anheim. Die «wissenschaftliche Zucht», der «entsagungsvolle Dienst» und ähnliche das Selbstgefühl und den Bildungsoptimismus stärkende Losungen wurden immer wieder verkündet und mit ebenso geschwellter Brust angehört, bis man anfing nachzuforschen, was für Realitäten hinter den Programmklischees stecken. Ist die Universität noch die große Erzieherin zu dem humanistischen Ideal der geistigen Freiheit? Steht sie in ihrer Zeit als deren geklärter, ins Geistige zusammengedrängter Ausdruck, indem sie die

führenden Lebens- und Denktypen jeder Epoche in sich aufnimmt und sich dadurch lebendig erhält? Darf sie sich noch, ohne in Pose zu verfallen, auf das große Wort Wilhelm von Humboldts berufen: «Wenn wir aber in unserer Sprache *Bildung* sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches (als *Zivilisation* und *Kultur*), nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt»?

Auf diese Fragen geht Albert Malte Wagner ein. Er schreibt: «Planck und sein prachtvolles *Testament eines Deutschen*, Langbehn, Lagarde und vor allem Nietzsche hatten Tafeln zerbrochen, deren Scherben den Fachgelehrten zwar noch lange genügten, nicht aber der produktiven akademischen Jugend, die anfing, die Universität immer mehr als den Weg zu Brot und Amt, immer weniger als den zu geistiger Freiheit zu betrachten.» Und weiter: «Soeben sind die deutschen Hochschullehrer in München zusammengekommen, um Front zu machen dagegen, daß aus den Universitäten Versorgungsanstalten werden. Eine etwas späte Erkenntnis. Seit einem Vierteljahrhundert *sind* die Universitäten wesentlich Versorgungsanstalten – und nicht nur für die Studenten. Die Studentenschaft negiert die Universität oder sie benutzt sie – weil die Professoren die Idee der Wissenschaft negieren, damit sie umso sicherer auf einen Lehrstuhl gelangen können. Weil die Fakultäten unbequeme Menschen ausschalten, haben sich auch die Studenten einer Nivellierung anbequemt, die ihnen viel müheloser als früher zum Examen verhilft.» Soviel über den Dienst am Karriere-Ideal, das so oft das humane Bildungsideal krebsartig überwuchert und bis zur Abtötung jeglicher Würde und Selbständigkeit führt. Der devote Tanz von Privatdozenten um die Ordinarien, wie er etwa an Kongressen zur Aufführung gelangt, die ekstatische Überbetonung der eigenen wissenschaftlichen Rechtgläubigkeit, d. h. Untertänigkeit: dieses Schauspiel, das man in amüsierter Betretenheit mitansieht, wäre eine Tragödie, wenn es nicht bloß einen Teilaspekt vermittelte. Aber hören wir noch ein weiteres Stück aus der Biographie eines Prestiges; Wagner schreibt dazu:

In dem hübschen, nur etwas reichlich idyllischen Erinnerungsbuch, das Heinrich Spiero kürzlich unter dem Titel *Schicksal und Anteil* herausgegeben hat, findet sich eine für den Verfasser bestimmte Niederschrift Herman Grimms, die besagt: «das Fachstudium gewährt einem fleißigen jungen Manne die Aussicht, in reifen Jahren einmal durch geistige Arbeit seinen Unterhalt zu gewinnen. Die Studien dagegen, die wir unter dem Namen Humanitas zusammenfassen, geben uns die

Sicherheit, später einmal in die Klasse derer einzutreten, auf deren Meinung das Volk hört und Wert legt, und von denen es sich beherrschen läßt.» Mit dieser «Sicherheit» ist es so absolut aus, daß die, die heute jung sind, überhaupt nicht mehr begreifen, wie man sie einmal haben konnte. Um die Zeit der Reichsgründung gab es an den Universitäten noch Professoren, die Fachgelehrte *und* Persönlichkeiten waren; sie hatten den Drang, in allen Fragen, die das Ganze angingen, gehört zu werden, und sie wurden gehört, weil im Volk immer ein Wunsch ist, von Persönlichkeiten «beherrscht» zu werden. Dann kam die Zeit, wo man nur «fleißiger junger Mann» sein durfte, um Karriere zu machen. Und man machte sie, je mehr man «junger Mann», je weniger man bloß «Mann» war. Diese Generation zehrte noch von dem Ruhm einer Vergangenheit, denen humanitas nicht nur ein Wort und ein Aushängeschild, sondern eine Verpflichtung und ein Leben bedeutete. Wer auf dem Hochschulkatheder saß, wurde um seiner Vorgänger willen für einen Führer gehalten, obwohl er längst nichts mehr war als ein strebsamer Beamter. Die Beamtisierung der Universität hat dann, als der große Kladderadatsch kam, zur Folge gehabt, daß ihre Lehrer als nicht mehr vorhanden empfunden wurden, wenn man sich nach denen umsah, «auf deren Meinung das Volk hört». Von der Universität wurde 1918 kein führendes Wort gehört, aber auch nicht erwartet. Mit der Geringschätzung der Lehrer ging auch die Lehre über Bord: humanitas konnte nicht im Lexikon einer Zeit stehn, welche die, die sie fälschlich für die Anwälte der humanitas hielt, nur lächerlich fand, verachtend oder gleichgültig. Einige jüngere Hochschullehrer heutiger Zeit, die an sich das Zeug dazu hätten, werden es sehr schwer haben, die Autorität der Universität zurückzuerobern, die verlorenging durch den Mangel an persönlichem Schwergewicht bei denen, die ihre reinsten Hüter hätten sein müssen.

In Deutschland gibt es derzeit über 100 000 Studenten. Da ist es natürlich schwierig, den großen Stab der erforderlichen Dozenten auf einer Höhe zu halten, die einer früheren Blütezeit der Universität entspricht, als sich noch kein akademisches Proletariat entwickelte. Mit der scharenmäßigen Lehrerausbildung hat sich das allgemeine Niveau gesenkt, da nur noch ein geringer Prozentsatz der Studierenden einzig um der Wissenschaft willen, ohne sie als Mittel zu anderen Zwecken zu betrachten, sich ihrem Dienst weiht. Anderseits gibt es heutzutage eine Reihe von bedeutenden Denkern und Forschern, die der Universität fernstehen, weil diese nichts von ihnen wissen wollte, oder weil sie von ihr nichts mehr wissen wollen; ich erwähne nur die Namen Spengler, Klages, Daqué, Keyserling, C. G. Jung, Prinzhorn usw. Wie es Siegmund Freud erging, mag man aus dessen ungemein fesselnder Selbstbiographie[1]) erfahren. Und die Universität Wien hätte sich selber, nicht den Dozenten geehrt, wenn sie Hofmannsthal zur Habilitation zugelassen hätte . . . Solche Unterlassungssünden würden weniger schwer ins Gewicht

[1]) In der Sammlung «Die Wissenschaft in Selbstdarstellungen», die der Verlag Felix Meiner (Leipzig) herausgibt.

fallen, wofern sie dann nicht irgendwelchen Mittelmäßigkeiten zugute kämen.

Dem steht nun immerhin als aktive Seite gegenüber, daß die Universität zu allen Zeiten große und edle Geister, Wegbereiter und Bahnbrecher weltbereichernder Ideen zu gewinnen und zu halten verstand. Indem sie so schemawidrige, eigenkräftige Gestalten wie Scheler, Gundolf, Bertram, Nadler, Curtius, Schaeder, bei uns Howald, Burckhardt, Fehr, de Reynold, Thibaudet, Strich usw. in sich aufgenommen hat, bewahrte sie sich vor traditionalistischer Gesamterstarrung, die als drohende Gefahr niemals leicht zu beschwören sein wird. Es bleibt trotzdem vorderhand eine zu allerlei Fragen verlockende Tatsache, daß gewisse Geisteswissenschaften von der Universität nicht mehr vollgültig repräsentiert werden. Die Universalität der Universitas ist eine schöne Erinnerung an vorgestern und ein Traum für morgen. (Bei den Naturwissenschaften liegen die Dinge noch etwas anders.)

Noch ein Faktum aus der Gelehrtenrepublik wird von Wagner erwähnt: das Rezensierwesen. Es heißt darüber:

Wo die Leistung nicht allein oder, wie man für manche Bezirke der Wissenschaft leider sagen muß, gar nicht entscheidet, ist selbstverständlich auch die Kritik der Leistung nur Mittel, um die Karriere zu beschleunigen. Der achtzigjährige preussische Kämpfer Wilamowitz wendet sich in seinen *Erinnerungen* mit außerordentlicher Heftigkeit gegen «den Schlendrian des beschönigenden Rezensionswesens». Im germanistischen Felde, wo der Verfasser es beurteilen kann, gibt es keine Mediokrität, die nicht einen biederen Händedruck erhält, wenn sich der Rezensent einen Vorteil davon verspricht. Schlimmer als bei den verachteten Literaten ist bei den Germanisten die kaltschnäuzige Anwendung des Satzes *do ut des*, nur sich nicht schaden die — übrigens ruhig eingestandene — Losung. Der Literarhistoriker Franz Schultz von der Universität Frankfurt hat im *Euphorion* den «achselzuckenden Opportunismus» beklagt, der die jüngere Generation bestimme. Es ist gewiß ein Fortschritt, daß das in einer Fachzeitschrift geschehen kann, noch dazu von einem Ordinarius. Aber die Konstatierung allein nützt gar nichts. Das weiß die germanistische Jugend genau — deshalb macht sie, wie früher vor Roethe, jetzt vor Herrn Julius Petersen den verlangten Kotau, der nur als Roethes «junger Mann» nach Berlin kam und als Redaktor der *Deutschen Literaturzeitung* weitblickend über Lob und Tadel wacht.

Einen Reiz besonderer Art hat es ja dann doch wieder, wenn die Phalangen solcher Rezensenten den tapferen Lessing preisen. Die Affinitäten treten deutlich zutage; auch er hat sein ganzes Leben im Ringen um die Wahrheit zu einer heroischen Legende erhoben. Und so haben sich die Lessinge von heute dasselbe zur Gewohnheit gemacht. –

Die kritischen Bemerkungen Wagners sind wertvoller als aller stimmgewaltige Optimismus, der sich über Unbequemes hinwegsetzt und alles beim Alten lassen will. Die Verhältnisse in der Schweiz sind von den deutschen nicht so verschieden, daß wir diese grundsätzlichen Fragen mit lässiger Unbewegtheit verhallen lassen dürften. Einige Zeitungsartikel (in der *N.Z.Z.*, im *Bund* und in unserer Zeitschrift) haben breite Kreise wieder darüber aufs Laufende gebracht, daß der Wert einer ehrwürdigen Institution allein vom geistigen Ausmaß der Dozenten bestimmt wird. Sonst sinken die Universitäten auf den Rang historischer Zeughäuser.

Radikal negierende Kritik an der Universität, wie sie bei der jüngeren Generation üblich wurde und von Studenten impulsiv vertreten wird, stirbt wohl mit anderen von der Nachkriegszeit auferlegten Zwangsideen wieder hin. Man wird an die Universität nicht mehr Erwartungen stellen, die zu erfüllen sie gar nicht da ist. Negierung ist eine so falsche Einstellung wie Vergötzung. Aber wenn die würdige Institution im geistigen Lebensprozeß der Nation ihren Anteil nicht einbüßen will, darf sie sich nicht allein auf das verlassen, was sie zu geben hat, sondern auch auf was von ihr gefordert wird. Ist die Forderung groß, so bedenke man, wie entehrend eine kleine wäre.